

Dieses Dokument bietet einen unveränderten Textauszug aus:

Handbuch Interkulturelle Seelsorge

herausgegeben von

**Karl Federschmidt, Eberhard Hauschildt,
Christoph Schneider-Harpprecht, Klaus Temme
und Helmut Weiß**

Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag, 2002

Das copyright für diese elektronische Ausgabe liegt bei den Herausgebern.

Bis auf weiteres darf der Text, unverändert und mit Nennung von Autor und Quelle, für nichtkommerzielle und wissenschaftliche Zwecke verwendet werden.

Jugendarbeit

„Wir haben kein Bock mehr auf die Randalen“¹
Begleitung einer multikulturell zusammengesetzten Jugendclique

Wilfried Drews

Therapeutische Beratung bezieht sich oftmals – abgesehen von Familientherapie – auf die Begleitung einzelner Menschen. Dies ist auch nicht verwunderlich, sind doch die meisten Beratungskonzepte in einem kulturellen Kontext entwickelt worden, in dem das Denken primär ein individuelles ist. Der Begriff des Selbst-Bewusstseins macht dies deutlich. In der sozialen Arbeit mit Jugendlichen aus unterschiedlichen kulturellen Herkunftsfamilien ist es zum Verständnis des Verhaltens junger Migranten unabdingbar, den interkulturellen Wertezusammenhang der Jugendlichen zu berücksichtigen.

Das nachfolgende Praxisbeispiel aus der Arbeit mit einer multikulturell zusammengesetzten Jugendclique soll dies verdeutlichen. In diesem Zusammenhang ist das Verhalten der Mitarbeitenden zu erörtern, das für den Kommunikationsprozess mit den Jugendlichen nicht-deutscher Herkunft konstitutiv war.

1 Das Praxisbeispiel „Streetfighter“²

1.1 Ausgangssituation

Das hier dargestellte Beispiel beschreibt die vierjährige Arbeit mit einer multikulturell zusammengesetzten Jugendgang einer rheinischen Großstadt.

Die Gruppe bestand im Kern aus 20-30 Jugendlichen bzw. jungen Männern im Alter von 16 bis 21 Jahren. Die meisten ihrer Eltern waren aus Griechenland, der Türkei, Kurdistan, Spanien oder England vor Jahren immigriert und hatten familiäre Kontakte in die Herkunftsländer. Ob in den Familien die Herkunftskultur der Eltern die bestimmende Kultur darstellte oder die Kultur der Einwanderungsgesellschaft, war nicht bekannt. Die Jugendlichen waren ihrerseits überwiegend in Deutschland geboren oder lebten hier seit ihrer Kindheit; folglich hatten sie in Deutschland ihren Lebensmittelpunkt. Die Herkunftsländer ihrer Eltern kannten sie aus Urlaubsreisen und Besuchen bei Verwandten.

¹ Originalzitat eines Jugendlichen der Clique in einem Gespräch mit einem Reporter der Lokalpresse.

² Der Name der Gruppe wurde anonymisiert.

Einzelne Jugendliche lebten mit unsicherer Duldung in Deutschland und waren von Abschiebung bedroht. Die Schulbildung erstreckte sich von Schulabbrechern ohne Abschluss bis zum Gymnasiasten. Einige junge Männer befanden sich in einer Ausbildung oder in außerbetrieblichen Ausbildungsmaßnahmen, einige brachen eine Lehre ab, mitunter mehrmals, andere waren arbeitslos oder jobbten, wiederum andere standen in festen Anstellungsverhältnissen. Mädchen bzw. junge Frauen tauchten in der Gruppe wenn überhaupt nur als Freundinnen einzelner junger Männer am Rande auf.

1.2 Die Anfänge – erste Kontakte

Zu Beginn der Arbeit gab es bei KollegInnen und in Ausschüssen große Vorbehalte gegenüber einer Kontaktaufnahme mit den Jugendlichen. Die Clique wurde zu diesem Zeitpunkt in der Stadt als brutal eingeschätzt und dem Kleinkriminellen-Milieu (Hehlerei, Dealerei) zugeordnet. Dennoch suchte ein Team von JugendleiterInnen und StreetworkerInnen den Kontakt zu den Jugendlichen, um sich mit ihnen auseinander zu setzen. Das Misstrauen der Jugendgruppe gegenüber den Mitarbeitenden war entsprechend ablehnend, hatten sie doch einschlägige Erfahrungen mit Erwachsenen gemacht, die ihnen entweder als PädagogInnen, Polizisten, Richter und Jugendgerichtshilfe gegenübergetreten waren.

Die ersten Begegnungsversuche im Jugendtreff waren zaghaft, hier ein Tischtennispiel, da eine Kickerrunde. Nach solchen punktuellen Berührungspunkten folgte der Rückzug auf dem Fuß. Der Kontakt entwickelte sich erst, als die Gruppe zu einem Fußballspiel gegen die Mannschaft einer anderen Jugendeinrichtung angeregt wurde. Die Jugendlichen erschienen zum angesetzten Termin und vereinbarten Ort nicht ohne ihre „Kampfmontur“, d.h. in abgeschnittenen Jeans, mit Kopftüchern, messerschwingend. Das Spiel begannen sie mit viel Nervosität, und schnell lagen die „Streetfighter“ mit zwei Toren zurück. In einer solchen Situation bestand, wie auch später immer, die Gefahr einer gewalttätigen Eskalation. Hier erwies es sich als hilfreich, durch ermutigendes Zureden die Jugendlichen zu beruhigen. Im Verlauf des Spiels setzten sich die „Streetfighter“ mit ihrem fußballerischen Können durch und gewannen das Spiel überlegen. Zu Ausschreitungen kam es nicht, Spielregeln und Schiedsrichterentscheidungen wurden akzeptiert, auch wenn sie unpopulär waren. Der Stolz, nicht die ihnen bekannte und vertraute Erfahrung eines (gesellschaftlichen) Verlierers zu machen, war noch Tage nach dem ersten Spiel in den entspannten Gesichtern zu sehen, wenn sich die jungen Leute in der Jugendeinrichtung einfanden. Die neue Gruppenerfahrung gab ihnen Selbstbewusstsein. Jetzt wurden sie selbst aktiv, fragten immer wieder nach Spielmöglichkeiten und baten die MitarbeiterInnen, Spiele zu organisieren. Die Spieler wurden ihrerseits aufgefordert, sich selbst zu engagieren und

gegnerische Mannschaften zu suchen. Dies stellte sich jedoch schnell als große Schwierigkeit heraus, wollte doch keine Jugendheim-Mannschaft gegen die „Streetfigther“ spielen, da sie gewalttätige Eskalationen fürchteten. Es mussten Mannschaften aus umliegenden Städten und Gemeinde gefunden werden, denen die Gruppe unbekannt war. Wurden die Spieler doch als „Streetfigther“ erkannt, bestand entweder die Gefahr der Provokation (durch die gegnerische Mannschaft) oder die des Boykotts. Dennoch, die Spielkultur entwickelte sich weiter.

1.3 Die weitere Entwicklung

Neben einer Reihe von gewonnenen Spielen bewältigte die Gruppe auch ein unglücklich verlorenes Turnierendspiel. Im weiteren Verlauf waren eigene Mannschaftstrikots angeschafft und ein „unverdächtiger“ Mannschaftsname gefunden worden. Eine besondere Würdigung erfuhr die Gruppe in der Presse, als sie ein renommiertes lokales Freizeitturnier gewann. Dieser Prozess mündete in dem Wunsch der Jugendlichen, einen eigenen Verein zu gründen, um im offiziellen Sportbetrieb mitspielen zu können.

Als Parallelprozess löste die Unterstützung der Mitarbeitenden gruppenintern eine Diskussion über Verhaltensweisen und Außenwirkungen aus. Die Jugendlichen fassten zunehmend Vertrauen zu den Mitarbeitenden und suchten mehr und mehr das Gespräch über persönliche Belange (Arbeit, Arbeitslosigkeit, Drogen, Verheiratung, Auseinandersetzung mit der Polizei). Zudem war von den Mitarbeitenden das Erscheinungsbild der „Streetfighter“ in der Öffentlichkeit zu problematisieren. Hier kam ihnen die Aufgabe zu, die öffentliche Meinung und kursierende Vorurteile durch Informationen in Frage zu stellen und einen Auseinandersetzungsprozess in kirchlichen Gremien, Jugendamt, Jugendgerichtshilfe, Amtsgericht und städtischem Ausländerbeirat anzustoßen. Dies bewirkte einen langsamen Wandel der öffentlichen Einstellung gegenüber der Gruppe und eine differenziertere Wahrnehmung der einzelnen Jugendlichen. Der abnehmende öffentliche Druck auf die Clique bewirkte eine weitere gruppeninterne Auseinandersetzung der Jugendlichen über ihre Vorstellung als ‚Gang‘ sowie eine Diskussion über ihr öffentliches Erscheinungsbild.

2 Konzeptionelle Überlegungen

Für die Arbeit mit der Gruppe und ihre Entwicklung war es entscheidend, die Jugendlichen als Menschen in ihrem besonderen Kontext zu sehen, der wert ist, nicht aufgegeben zu werden. Konsequenterweise wurde darauf verzichtet, das Verhalten der Jugendlichen zu verändern oder einzelne aus der Gruppe herauszulösen. Vielmehr kam es darauf an, den Jugendlichen mit Menschenwürde zu begegnen und sich von instrumen-

tellen Interventionsstrategien zu verabschieden. Der Beziehungsaufbau und die Auseinandersetzung mit der Gruppe wie auch mit einzelnen Jugendlichen war von Anfang an ein Prozess, dessen Ausgang nicht nur offen, sondern auch unabsehbar war. Erzieherische Maßnahmen hätten wohl zum Abbruch der Beziehung vonseiten der Jugendlichen geführt. Die Haltung, mit der den jungen Menschen begegnet wurde, war die der Achtung ihrer Person und ihrer kulturellen und sozialen Herkunft sowie eine grundlegende Empathie im Sinne des non-direktiven Verhaltens³. Durch die Offenheit der MitarbeiterInnen und der Abstraktion von eigenen ethischen Werten und Tugenden öffnete sich der Blick für die pro-sozialen Verhaltensweisen der Jugendlichen. So korrespondierte der nach außen entstehende homogene gewaltbereite Eindruck der Clique nach innen mit einer hohen sozialen Verantwortlichkeit untereinander. Hypothetisch konnte diese Verantwortlichkeit aus der familiären Sozialisation abgeleitet werden, wenn man daran denkt, dass in Migrantenfamilien Verantwortung füreinander und Gemeinschaftsdenken groß geschrieben wird. Einigen Jugendlichen kam in der Gruppe eine besondere Schlüsselrolle zu, beispielsweise die Rolle des fürsorglichen Vaters, dessen Wort in der Gruppe zählte. Elternrollen projizierten die Jugendlichen im Verlauf des Begleitungsprozesses auch punktuell auf die Mitarbeitenden. Diese wurden zunehmend zu BeraterInnen und UnterstützerInnen in Bezug auf die Belange der Jugendlichen, angefangen bei Bewerbungsverfahren und Stellensuche bis hin zur Gründung eines Vereins, aber auch bei Eltern-Kind- und Partnerschaftsproblemen, in denen die kulturellen Wertunterschiede zwischen der Herkunftskultur der Eltern und der deutschen Dominanzkultur sowie die daraus resultierenden Konflikte am deutlichsten hervortaten. Hier hatten die jungen Leute aus Minderheitskulturen Sozialisationsleistungen zu vollbringen, die bei Jugendlichen der Dominanzkultur so nicht zu bewältigen waren.

3 Schlüsselpersonen

Größer noch als die Möglichkeit der Mitarbeitenden, sich punktuell als Projektionsfläche für fürsorgliche Elternleitbilder zur Verfügung zu stellen, diese auch zurückzuweisen und die eigenen Ressourcen und Kompetenzen der jungen Leute anzuregen, war die Bedeutung von Gruppenmitgliedern mit besonderen Rollen (key-persons). Dadurch, dass es den Mitarbeitenden gelang, eine Beziehung aufzubauen zu Mitgliedern, die in der Gruppe eine bedeutsame Rolle spielten, veränderten sich auch die Beziehungen der anderen Mitglieder der Gruppe zu den

³ Siehe C. ROGERS, *Die nicht-direktive Beratung*, München: Kindler, 4. Aufl. 1978. Auch R. TAUSCH / A.-M. TAUSCH, *Gesprächspsychotherapie. Einfühlsame hilfreiche Gruppen- und Einzelgespräche in Psychotherapie und alltäglichem Leben*, Göttingen u.a.: Hogrefe, 9. erg. Aufl. 1990.

Mitarbeitenden. Der Einfluss und die Bedeutung der Schlüsselpersonen auf die übrigen Gruppenmitglieder stellten im Praxisbeispiel für den weiteren Verlauf des Gruppenprozesses einen entscheidenden Faktor dar. Wichtig war in dem Zusammenhang, darauf zu achten, diesen Personen nicht Verhaltenserwartungen gegenüber der Gruppe aufzubürden, denn damit wäre für diese jungen Männer einer Rollenfixierung Vorschub geleistet worden. Stattdessen wurde ihnen eine möglichst große Bandbreite an Verhaltensweisen offengehalten. Ein nichtwertender Dialog bot hierzu die besten Chancen.

In Bezug auf kulturelle und soziale Verhaltensweisen war zudem auch bei Jugendlichen aus Migrantenfamilien immer wieder zu differenzieren. Sie wurden durch ihre Familie geprägt, wie deutsche Jugendliche auch. Die Konstellationen in den Familien waren so vielfältig wie in deutschen Familien, angefangen von der kinderreichen Familie bis zum Zusammenleben mit einem Elternteil. Ergänzend kam die Sozialisationserfahrung der Migration hinzu. Teilweise hatten die immigrierten Eltern eine enge kulturelle Verbundenheit mit dem Auswanderungsland konserviert, teilweise waren sie stark assimiliert. Blickt man auf die Sprachkompetenz der jungen Nichtdeutschen, so erstreckte sich die Bandbreite vom sogenannten bilingualen „Analphabetismus“ bis hin zu elaboriertem Code. Auch hier wird die Bedeutung der key-persons deutlich.

4 Gleich und doch anders

In der Arbeit mit jungen Menschen nicht-deutscher Herkunft ist einerseits auf Gleichbehandlung und andererseits auf differenzierten Umgang zu insistieren. Die konkrete Situation erfordert von MitarbeiterInnen, BetreuerInnen und BeraterInnen eine genaue Reflexion auf der theoretischen Folie eines dynamischen Kulturbegriffs. Dieser bezieht sich auch auf verschiedene Schichten und Mischungsstufen, Alltagskulturen, Teil- und Subsysteme sowie auf den Zusammenhang von Werten, Normen, Sitten und religiösen Frömmigkeitsformen und deren Lebenspraxis. Auch Geschlecht, soziale Lage, Beruf und Alter sind Maßeinheiten, die in diesem Zusammenhang mit einer besonderen Aufmerksamkeit zu berücksichtigen sind.⁴

Den Jugendlichen wird man weder gerecht werden, wenn man hinter jeder Verhaltensweise des jungen Migranten *eine* kulturelle „Einfärbung“ erwartet, noch wird man allein das konkrete Handeln des Individuums losgelöst von seinem Sozialisationsprozess verstehen können. Beide sind vielmehr dialektisch aufeinander zu beziehen. Der kulturelle

⁴ Siehe Martha FRIEDENTHAL-HAASE (Hg.), *Erwachsenenbildung interkulturell*, Frankfurt a.M.: Pädagogische Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschul-Verbands 1992, 16.

Hintergrund der Herkunftsfamilie, die Sozialisationserfahrungen im Einwanderungsland, die Jugendliche seit ihrer Kindheit in deutschen Kindergärten und Schulen gemacht haben, führen zu der spezifischen individuellen Ausprägung ihrer Persönlichkeit. Vergleichbar ist die Situation der Migrant*innenjugendlichen untereinander, nämlich als Kind einer eingewanderten Familie in einer Gesellschaft aufgewachsen zu sein, in der christliche und säkularisierte Werte dominieren, während in der eigenen Familie andere religiöse und ethische Wertvorstellungen Vorrang haben. Zudem machen sie die Erfahrung, dass vonseiten der Mehrheitsgesellschaft den gesellschaftlichen Minderheiten und deren (religiösen) Wertvorstellungen, Sitten und Gebräuchen wenig Verständnis, geschweige denn Interesse entgegen gebracht wird. Unter dem Begriff des Rassismus subsumieren diese Menschen viele konkrete Lebensgeschichten.

5 Begleitung von Jugendlichen nicht-deutscher Herkunft

Grundlegend lassen sich folgende Punkte für die Betreuung von nicht-deutschen Jugendlichen festhalten:

- Die Betreuungspersonen haben ihren eigenen Ethnozentrismus zu reflektieren und zu beachten. Grenzen der eigenen Perspektive lassen sich zwar verschieben, aber nicht aufheben. Daraus folgt,
- dass MitarbeiterInnen-Teams möglichst interkulturell zusammengesetzt sein sollten. Dies ermöglicht ihnen eine breitere Handlungsperspektive. In dieser Konsequenz ist die Aus- und Fortbildung interkultureller BeraterInnen- und Betreuungsteams zu forcieren.
- Die nicht-deutschen Jugendlichen sind *Fachleute* in Bezug auf die Lebensbedingungen und -bewältigung von Minderheiten. Ihre Kenntnisse und Fähigkeiten sollten aufgegriffen und aktiviert werden.
- Die pädagogische wie die therapeutische Begleitung mit Jugendlichen aus Migrantenfamilien bleibt auf gesellschaftliche und politische Institutionen sowie deren Bereitstellung rechtlicher und finanzieller Rahmenbedingungen angewiesen, um erfolgreich arbeiten zu können.